

Sonntagsblätter

Sonntags-Beilage
der Posener Zeitung.

Nr. 26.

Posen, den 28. Juni.

1896.

Städtebilder aus der Provinz Posen.

Fraustadt in Wort und Bild.*

Von Otto Engel, Registrator beim Magistrat.

(Nachdruck des Textes und Vervielfältigung der Illustrationen verboten.)

I.

Fraustadt nach Urkunden aus den Jahren 1290 Frowenstadt, 1310 Freenstadt und Brownstadt, 1322 Frauenstadt, 1327 Brownstadt, 1339 Frowynstadt polnisch, 1349 Schowa, 1458 Wchowa, 1659 Wschowia (Wschowia) liegt an und auf einem sich nur wenig erhebenden Höhenzuge, der von Südwest nach Nordost streicht und ist rings von Gärten umgeben. Sie war einst die Hauptstadt des zwischen Polen und Schlesien streitigen Landes. Die Erbauung wird in das Jahr 1150 gesetzt. Ursprünglich war hier nur ein festes Schloß, welches auf einem in sumpfiger Gegend aufgeschütteten Hügel lag, die Frohnfeste genannt; jetzt ist diese zum Centralgefängnis umgewandelt.

Fraustadt hatte ursprünglich nur eine Ausdehnung von etwa 1200 Schritt und war mit Mauern, Graben und Wall umgeben; ein Stück des Walles, vom Schloß bis zur Pforte wurde der Sicherheit wegen im Jahre 1587 erhöht, wozu jeder Bürger je einen, jeder Bauer der Stadtdörfer je zwei Arbeiter stellen mußte. Dem Verkehr dienten zwei Thore, das polnische im Norden, das glogauer im Süden und eine Pforte am Ausgange der Predigerstraße. Da Schowa oder Wschowa einen Vergungsort bedeutet, so



Fraustadt.

nehmen Manche an, die Stadt habe ihren Namen davon, daß sie in kriegerischen Zeiten eine Zufluchtsstätte für Frauen und Kinder gewesen. Dem widerspricht jedoch das alte Stadtsiegel, welches die heil. Maria mit dem Jesuskinde auf dem Schooße zeigt, das eine von einem Kreuze überragte Weltkugel in seiner Hand hält. Die Umschrift lautet: † „S Cirivom De Frowenstadt“. Demgemäß ist anzunehmen, daß die Stadt von der heil. Maria

„Der Frau“ den Namen hat, unter deren Schutze sie stehen sollte.

Die ersten Anstiedler der Stadt waren Deutsche, welche aus dem benachbarten Schlesien einwanderten. Da die Stadt an Einwohnern stetig zunahm, erwirkte der Rath die königliche Erlaubniß zum Häuserbau außerhalb der Stadtmauer. Herzog Premislaus von Glogau erweiterte 1204 durch eine Urkunde die „Holzung- und Hütungsgerechtigkeit“ der Bürger und erlaubte ihnen mehr Tuchwebereien, Fleischbänke, Bäckerläden, Baderstuben u. s. w. anzulegen. Im 13. Jahrhundert hatten die Glogauer Herzöge Fraustadt im Besitze. Im Jahre 1273 gab Herzog Premislaus, welcher bei Lebzeiten seines Vaters Conrad II. von Glogau und nachmaligen Herrschers über Sprottau und Sagan Mitregent war, das Dorf Nieder-Pritschen (Priczyn) einem Einwohner Namens Walter mit 50 Hufen nach Magdeburgischem Rechte bei 12jähriger Steuerfreiheit und nachheriger Abgabe von $\frac{1}{2}$ Mk. und 9 Glogauer Scheffel verschiedenen Getreides für jede Hufe. Ferner übertrug er ihm das Gericht in allen Fällen mit Ausnahme des Mordes, überließ ihm auch zwei Hufen abgabensfrei, das Drittel der Einnahme und die Anlage einer Schenke und Mühle, sowie Jagd,

Fischfang und Bienenzucht. Zur Vergrößerung der Stadt wurden von diesem Dorfe 15 Hufen zu derselben geschlagen. Als Conrad von Glogau kurz vor seinem Tode seine Besitzungen unter seine Söhne theilte, kam Fraustadt nicht an Premislaus, sondern an Heinrich III. Gleich nach seinem Regierungs-Antritt ermäßigte er in Anbetracht der Unfruchtbarkeit der der Stadt zugetheilten 15 Pritschener Hufen die Abgaben um ein Drittel.

Im Jahre 1310 trat Fraustadt dem Bunde der Städte Glogau, Sagan, Frenstadt, Steinau, Sprottau und Lubin nach dem Beschlusse seiner Bürgerschaft bei, um Räuber, Brandstifter,

* Anmerkung. Benutzt wurden: Städtebuch von Butike und Chronik von Fraustadt von Pfarrer Braune.

Mörder, Mädchenentführer, welche in einer verbündeten Stadt geächtet wurden, zur Haft zu bringen, und überhaupt Gewaltthaten gemeinsam zu steuern.

Die sich immer mehr vergrößernde Stadt kaufte im Jahre 1310 von Heinrich IV. von Glogau den nahe der Stadt belegenen Wald für 110 Mark und erwarb sich durch diesen Kauf gleichzeitig das Recht, 12 weitere Verkaufsstätten der Bäcker, Fleischer und Schuhmacher, sowie eine Vaberstube einrichten zu dürfen. Unter der Regierung des Polenherzogs Wladislaus Lokietek, welcher diesen Länderstrich den schlesischen Herzögen entziffen hatte, kaufte die Stadt im Jahre 1322 für 50 Mark den Erben des Nicles die Vogtei und das Gericht über Frau- stadt, sammt den zur Vogtei gehörigen Liegenschaften und Ge- bühren ab. Schon im Jahre 1325 war der schlesische Herzog Premislaus wieder im Besitz der Stadt. Im Jahre 1332 besaß Herzog Johann von Steinau, Heinrichs Sohn, Frau- stadt. Er war sehr verschwenderisch und geldbedürftig, verpfändete in seiner Geldnoth die Stadt erst an seinen Bruder Conrad I. von Dels und ver- kaufte sie alsdann 1336 und 1337 an den Böhmenkönig, der die Auszahlung an Conrad übernahm und die Stadt dem Johann als lebenslängliches Lehn übertrug.

Durch die Siege Kasimirs des Großen im Jahre 1343 kam die Stadt dauernd zu Polen. Trotzdem Kasimir die Stadt von den sämtlichen Zöllen befreite, ihr die Kirche zu Ober- Pritschen sowie den Besitz des Dorfs selbst verließ, behagte ihr die Herr- schaft des Polenkönigs nicht. Die Frau- städter wollten wieder zu Glogau kommen, trotzdem die Stadt unter Kasimirs Herrschaft ausblühte, ja unter den polnischen Städten eine Ausnahme- stellung einnahm, die sich nur mit der von Danzig, Elbing und Thorn ver- gleichen läßt. Vergebens war jedoch der Versuch der Glogauer Herzöge, bei Gelegenheit der Thronstreite von Polen Frau- stadt zurückzuerlangen. Heinrich Rampold VII. von Glogau griff, unter- stützt von dem Herzog Conrad II. von Dels, Frau- stadt an, wurde jedoch zurückgeschlagen. —

Seitdem wird auch für die Stadt der Name Wschowa angewendet. In das Stadtwappen — im Siegel blieb noch eine Maria, der Christus eine Krone aufsetzt — kam das jagellonische Doppelkreuz mit zwei zwischen die Querbalken gesetzten Ringelchen.

Frau- stadt besaß auch eine Münze, welche unter der Regie- rung Johanns von Steinau im Jahre 1326 errichtet worden ist; in ihr durften jedoch nur kleine Münzen geprägt werden. An- fang des 15. Jahrhunderts wollte man jedoch die Frau- städter Münzen, besonders in dem benachbarten Schlesien, mit dem die Stadt lebhaften Handel führte, nicht mehr annehmen und die Prägung wurde unterlassen. Sigismund I gab im Jahre 1525 einen neuen Münzbrief, nach welchen die Frau- städter „Kwartnicki“ schlagen durften und den Gewinn für die Befestigungswerke ver- wenden sollten. Am bedeutendsten war die Thätigkeit der städti- schen Münze nach Bestätigung des Münzprivilegs durch Sigis- mund III. Es wurden Denare (Dobolen) geprägt. Gehalt und Gewicht derselben sind durch die Münzordnung Sigismund I. be- stimmt, wonach die Denare 7½ löthig sein und aus der Mark 5400 Denare geschlagen werden sollten. Später prägte auch der Münzmeister Andreas Tympe die nach ihm genannten Stücke, von denen 5 einen Reichsthaler ausmachten. Im Jahre 1593 wurde in der Stadt eine königliche Münze eingerichtet, die Schillinge, Dreigröschler und Sechsröschler prägte. Das Hauptgeld jener Zeit waren die Dreigröschler; ein für die dama- ligen Verhältnisse schon hochwerthiges Silberstück. Das dazu verwendete Silber sollte 13½ löthig sein, aus der rauhen Mark sollten 82¹¹/₁₆, aus der feineren Mark 98 Stück geschla- gen werden. Mit dem Jahre 1616 hörte auch diese Münzstätte,

welche die in Posen und Bromberg bestehenden überragte, für immer auf, Geld zu prägen. Eine Bitte der Frau- städter Bür- ger vom 29. Juli 1623 ihre Münze mit erweiterten Privilegien wiederum eröffnen zu dürfen, wurde abschlägig beschieden.

Im Jahre 1393 kaufte Frau- stadt zu Ober- Pritschen noch Nieder- Pritschen mit seiner Stampfmühle. Diesen Erwerb be- stätigte Wladislaus II. im Jahre 1404, indem er zugleich die Anlage von Bänken für Tuchmacher und Händler gestattete. Am wichtigsten war, daß die Stadt das deutsche Recht behielt. Rechtsbelehrungen durften sich jedoch die Bewohner nur in Magdeburg holen. Der Jahrmarkt mußte am Sonntag vor Michaeli abgehalten werden. Von Zöllen waren die Frau- städter befreit. Diese Vergütung kam besonders den Tuchmachern zu gute, welche mit ihren Waaren lebhaften Handel nach Schlesien, Brandenburg, Preußen und Rußland trieben; auch aus Danzig kamen Kaufleute zum Jahrmarkte, um Einkäufe in Tuch zu machen. König Wladislaus II. erlaubte die Haltung eines

Lehrers und die Einrichtung einer Stadtschule. Derselbe König änderte im Jahre 1409 einige Bestimmungen des magdeburgischen Rechts über das Erbe der Wittwen dahin ab, daß ihnen ein Drittheil vom Nachlaß ihrer ohne leztwillige Verfügung gestorbenen Männer zufalle, und ordnete an, welche Geldstrafen für körperliche Verletzungen zu erlegen seien. Um die Stadt vor kriegerischen Einfällen zu schützen, wurde dieselbe mehr befestigt; er wies hierzu die erwähnten Straf gelder an und schenkte der Stadt außerdem noch 8 Hufen Land in Pritschen. Die Bürger zogen einen Stadtgraben, welcher zum Theil noch heute zu sehen ist. Ferner entbot der König alle Ein- wohner des Frau- städter Landes, der Lehnspflichten und bestimmte das Land- gericht in Kosten als ihren Gerichtshof. Aus Dank huldigte die Stadt im Jahre 1425 dem Könige und erhielt einige Tage darauf eine Verordnung, daß die Bürgerschaft 12 aus ihrer Mitte zum Regiment auf ein Jahr- zehnt vorschlage, aus denen der Sta- roost oder Schloßhauptmann dem Bür- germeister und 7 Rathsherrn zu ernennen hatte. Im Jahre 1426 hob der König den Markt zoll auf und stellte die Stadt in allen Vorrechten den



Neustädter Kirche in Frau- stadt.

anderen Städten Großpolens gleich.

Es fehlte indeß nicht an Streitigkeiten. So wurde z. B. der Besitz von Pritschen von einem Edlen angefochten und König Wladislaus entschied den Streit dahin, daß der Edle das Dorf gegen Erlegung einer Geldsumme behalten könne. Hiernach hatten die der Stadt von den Polen- Königen gemachten Zuge- ständnisse und Vergünstigungen einen etwas zweifelhaften Werth, und thatsächlich verlor auch die Stadt mit der Zeit eine ganze Reihe ihrer Privilegien.

Im Jahre 1514 gestattete König Siegismund die Anlegung eines Rathskellers, in welchem Wein und Schweidnitzer Bier ausgeschenkt werden durfte. Nur dem Adel war gestattet im Haushalt Glogauer Bier zu trinken. Der Uebermuth der Edel- leute drückte auf die Bürger, da erhoben sie sich gegen den Starosten, ergriffen die Waffen und lagerten vor seinem Schlosse. Da fiel der Zorn des Königs auf die Stadt. Letzterer gebot der Stadtobrigkeit im Jahre 1519, die Theilnehmer am Auf- stand zu bestrafen und ihrerseits zu beschwören, daß sie keinen Befehl und keine Veranlassung zum Schießen gegeben habe. Als Strafe mußte die Stadt wöchentlich 6 Scheffel Malz an den Starosten liefern. Diesen Befehl führte der Rath entweder gar nicht, oder nur sehr lässig aus. Zulezt wurde der Streit 1520 damit beendet, daß zwei Aelteste von jeder Zunft den Starosten um Verzeihung bitten mußten.

Aber auch mit der städtischen Obrigkeit war die Stadt wenig zufrieden. Am 11. Mai 1523 rotteten sich die Bürger zusammen, drängten in Haufen zum Rathhaus hinein und for-

verten Rechenschaft über den Haushalt der Stadt. Als diese verweigert wurde, sperreten sie den Bürgermeister Johannes Bohennis ein, ließen ihn jedoch gegen Bürgerschaft bald wieder frei.

Anfang des 16. Jahrhunderts gab es in der Stadt zwei Spitäler mit Kirchen zu St. Georg (auf dem Steinwege) und zu St. Lorenz (auf der Töpfergasse). Letzteres brannte 1613 ab. Vor dem Blogauer Thor lag das Spital mit Kirche zu St. Nicolaus, den „Luchknappen“ gehörig; es wurde im letzten Schwedentriege abgetragen. Ferner gab es noch eine Kirche St. Jacob el felicitas, vor der „Pforte“ ein Kirchlein Aller Heiligen und weiter hinaus in der Nähe der Richtstätte die Valentinskirche oder das „Köpfkirchlein“. Außerdem bestand ein Bernhardiner-, ein Franziskaner- und ein Nonnenkloster — 1639 aufgehoben.

Da sich die Stadt immer mehr vergrößerte, beschloß der Starost Hieronymus Radomicki, sich eine eigene Stadt zu gründen und erwirkte vom König Vladislaus IV. am 15. März 1633 die Erlaubniß, auf den unter der Schloßgerichtsbarkeit stehenden „Judenwiesen“ und Viehweiden eine „Neustadt“ (Nowe miasto) anzulegen; deutsches Recht, eigene Gerichtsbarkeit, einen Wochenmarkt und einen Jahrmartt sollte sie bekommen, und die nächsten 20 Jahre Befreiung von Brückenzoll genießen.

Fraustadt protestirte gegen diesen Versuch des Starosten, die schon bestehende Stadt zu verkümmern, und klagte mit ihren Freibriefen bei dem Könige. Der Starost wurde hierauf im Jahre 1635 in contumaciam verurtheilt, die von ihm angelegte Kolonie aufzuheben. Aber das gelang nicht. Auf weiteres Drängen erlangte die Stadt ein neues für sie günstiges Erkenntniß zu Ende des Jahres 1638. Sie erbot sich, die Handwerker des neuen Ortes in ihre Zünfte aufzunehmen, worauf der Neustadt das magdeburgische Recht und die eigene Zunftverfassung abgesprochen, ihr Markt auf bloßen Handel mit Lebensmitteln eingeschränkt wurde. Der König bestätigte auch am 18. Januar 1639 die Rechte der Altstadt und engte die der Neustadt noch weiter ein. Am 28. Februar 1639 traf Fraustadt mit Radomicki eine Uebereinkunft über die Rechte beider Orte. Nach dieser sollte z. B. gegenseitige Auslieferung der Uebelthäter stattfinden. Am 8. Januar 1642 erteilte jedoch Vladislaus IV. von neuem die Erlaubniß, die Neustadt mit städtischem Recht anzulegen. Die Fraustädter durften draußen, die Neustädter in der Stadt Fraustadt Grundstücke erwerben und während Fraustadt unter vielen Bränden zu leiden hatte, richteten die Neustädter, hauptsächlich eingewanderte Schlesier, ihre Gemeinde ein.

Die Neustädter hatten 2 Jahrmärkte außer dem Wochenmarkte. Zum Markt wies Radomicki einen Platz an und in der Mitte desselben wurde das „Prätorium“ gebaut, das einen Thurm mit Uhr bekam. Am 24. September 1644 wurde Neustadts neue Obrigkeit eingesetzt. Alljährlich hatte sie dem Starosten am Tage der Apostel Petrus und Paulus acht Männer vorzuschlagen, aus denen er den Bürgermeister und fünf Rathsherrn erwählte. Den Bogt (Advokaten) konnte er nach seinem Ermessen wählen. Die Stadt bestand aus räumlich getrennten Theilen, wovon die eine gegen Morgen, die Ober-Neustadt, die andere gegen Abend, die Unter-Neustadt, dicht an Fraustadt angrenzte.

Die Neustädter hielten sich in gottesdienstlicher Hinsicht zu der Kirche „zum Kripplein Christi“. Als diese am 29. Juli 1644 niederbrannte, suchte die Neustadt ein eigenes Gotteshaus zu erlangen. Die Bürger baten zunächst den Starosten um die Erlaubniß, sona- und festtäglich im Prätorium zusammen kommen und eine Predigt hören zu dürfen. Dies wurde ihnen auch

ohne Weiteres gestattet. Im Jahre 1645 wandten sich mehrere Abgeordnete mit Empfehlungsschreiben des Starosten an den König Vladislaus IV. mit der Bitte, ein Bethaus errichten zu dürfen. Dies lehnte er jedoch ab. 1646 schenkte dann der Starost der Gemeinde das Prätorium. Sie richtete es zur Kirche ein, welche „Zur heiligen Dreifaltigkeit“ genannt wurde. Am 9. Mai 1748 zerstörte ein Blitz den Thurm. Im Jahre 1786 mußte die Kirche wegen Baufälligkeit abgetragen werden. Man begann sogleich mit dem Neubau, doch auch dieser wurde am 28. August 1801 ein Raub der Flammen. Mit dem Bau der jetzigen Kirche, welche an Stelle der abgebrannten errichtet wurde, konnte erst nach 36 Jahren, am 28. August 1837, begonnen werden. Die Gemeindeglieder hielten während der Zwischenzeit den Gottesdienst wieder in der altstädtischen Kirche „Zum Kripplein Christi“ ab. König Friedrich Wilhelm III. hatte eine Beihilfe zum Neubau gewährt.

Zu der Neustädtischen Kirchengemeinde sind die Dörfer Röhrsdorf, Beyersdorf, Vargen, Ilgen, Nischeln, Neuguth und Buchwald eingepfarrt. Eine eigene Schule besaß die Gemeinde von Anfang an. Als die veränderte Städteordnung vom 11. Juni 1832 in Posen eingeführt wurde, trat die schon thatsächlich vollzogene Verschmelzung der beiderseitigen Gemeinden auch formell ein.

Schon früh gab es in Fraustadt jüdische Familien, denen man den Aufenthalt freilich sehr erschwerte. Auf städtischem Terrain zu wohnen war ihnen nicht gestattet; sie konnten sich daher nur auf dem dem Starosten gehörigen Grund und Boden ansiedeln. Im Jahre 1592 wurde ihnen verboten, Grundstücke und Häuser zu erwerben. Im Jahre 1594 gebot ihnen der Starost, binnen 6 Monaten auszuwandern. Bei dem Aufstande gegen den Rath 1598 setzte die Bürgerschaft 22 Artikel auf, worin u. a. festgesetzt wurde, daß kein Jude auf dem Markt einkaufen, kein Fraustädter einen Juden länger als 3 Nächte beherbergen solle. Der Starost erlaubte jedoch den Juden 1645, sich in der Neustadt nieder



Altstadt. Kirche in Fraustadt.

zu lassen, wogegen die Altstadt Einspruch erhob und auch 1645 und 1646 günstige Entscheidungen erlangte. Im Jahre 1651 ließen sich wieder einige Judenfamilien nieder, deren Zahl 1724 auf 18 gestiegen war. Die Bürgerschaft wollte sie aber nicht dulden und gestattete ihnen nur, gegen ein Schutzgeld noch ein Jahr in Fraustadt zu wohnen. Sie blieben indeß überhaupt und wurden noch zahlreicher, so daß sie sich schließlich auch einen eigenen Kirchhof anlegten. Das verbot ihnen der Bischof von Posen am 20. Juni 1765. Da sie sich aber daran nicht lehrten, befahl König Stanislaus August am 20. August 1768, den Kirchhof zu zerstören, und verbot den Juden jede Niederlassung in Fraustadt. Sie fanden aber bei dem Starosten Schutz gegen die Bürgerschaft und durften wenigstens in der Neustadt haufen. Am das Jahr 1798 errichteten sie die erste Synagoge, die jedoch schon 1801 in dem großen Brande zu Grunde ging. Erst nach fünf Jahren war die durch den Brand verarmte Gemeinde im Stande, den Wiederaufbau zu bewerkstelligen. Während dieser fünf Jahre wurde der Gottesdienst in einem gemietheten Lokale in der Stadt gehalten. Der damalige Wiederaufbau der Synagoge hat drei Jahre — von 1806 bis 1809 — gewährt. Sie wurde im Laufe der Jahrzehnte baufällig und an ihre Stelle trat die neue Synagoge, deren Grundstein am 9. April 1885 gelegt wurde. Die Einweihung erfolgte am 1. September 1885.

Große Brände thaten dem Aufkommen der Stadt bedeutenden Abbruch. Im Jahre 1431 wurde die ganze Stadt mit der Pfarrkirche durch Feuer verzehrt; nur das Rathhaus blieb stehen. 1469 brannte die Vorstadt nieder; 1474 wurde sie mit

Brittschen durch Herzog Hans von Sagan aufs neue in Asch gelegt. 1514 suchte Fraustadt ein so schweres Brandunglück heim, daß der König zur Vinderung des Nothstandes für die nächsten 10 Jahre die Abgabe von 100 auf 80 Ml. herabsetzte. Am 26. Juli 1522 kam in der Vorstadt Feuer fiel aus, durch welches dieselbe wieder vernichtet wurde. Am 26. Juni 1529 brannte es abermals in der Vorstadt. Diesem Feuer fiel die neuerbaute Vorstadt, sowie die ganze Stadt mit Kirche, Thürmen, Rathhaus und Brücken zum Opfer. Um den Wiederaufbau der Stadt zu erleichtern, ließ der König verschiedene Abgaben auf mehrere Jahre nach und schob eigenmächtig die Fristen für gewöhnliche Zahlungen von Fraustädter an Andere derart hinaus, daß über die zu gewährenden Fristen die Stadtobrigkeit mit dem Starosten oder dem Posener Bischofe zu bestimmen haben sollte. Der Bischof seinerseits ließ die Kirchenabgaben auf 20 Jahre hinaus nach. Die Stadt fand damals in einem ihrer Söhne dem Breslauer Domherrn Dr. Matthaeus Lamprecht einen großen Wohlthäter. Derselbe legte an Stelle der abgebrannten katholischen Pfarrkirche den Grund zu einer neuen und gab Geld zur Ausführung des Baues, erlebte die Vollendung indessen nicht; er starb im Jahre 1582. Die Kirche erhielt ein

hohes Giebeldach und einen Thurm von 228 Fuß Höhe, auf welchem 1582 die Spitze aufgesetzt ward. Lamprecht hat auch sonst viel Gutes gestiftet. Er spendete die Mittel zum Bau zweier Spitäler und jeder Bürger, welcher innerhalb der Ringmauer ein gemauertes Gebäude aufzuführen wollte, bekam aus seiner Hinterlassenschaft eine beträchtliche Beihilfe, wogegen der Empfänger verpflichtet war, zehn Jahre lang alle Freitage 2 Heller Almosen zu geben.

Am 10. Mai 1685 fiel auch die Kirche — der Thurm blieb stehen, — den Flammen anheim. Der Offizial und Domherr von Posen und Gnesen, Carl Lodzia von Poninski, welcher gegen 1718 die hiesige Propstei erhielt, mußte die Mittel für den Wiederaufbau der Kirche zusammen zu bringen. Mit dem Bau wurde im Jahre 1720 begonnen und 1724 war er soweit gefördert, daß die mächtigen Gewölbe der Kirche geschlossen werden konnten. 1725 war die Kirche mit allem inneren Schmuck vollendet. 1726 wurde der Thurm einer gründlichen Reparatur unterzogen und die Spitze mit Blech eingedeckt. Die Kirche hat den höchsten Thurm der Kirchen der Provinz Posen und steht heute noch.

Eine verkehrte Wahl.

Novelle von E. Glau.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Ein Diener öffnete den Schlag. Bärwalde erstand in neuem, blendendem Glanz.

„Was überhaupt das alte, düstere, massive Bärwalde noch mit seinem Unterbau aus granitnen Blöcken, ein grauer Reck im Stahlhemd und Eisenhut, auf sein Schwert gestützt, der aus grauem Mittelalter in die neue Zeit hinüberschaute? Die Löwen, die rechts und links vom Portal aus Gründen der Nützlichkeit simple Laternen in ihren kampfbereiten Tagen gehalten hatten, trugen heute strahlende Glocken. Die breite Treppe war mit Topfgewächsen besetzt.

Die alten Fresken erwachten hell erleuchtet aus ihrem langen Schlaf.

Im Vorzimmer warteten Werner und Ursula. Tante Sophie bemerkte sogleich, daß Werner in seinem langen, hoch hinauf zugeknöpften schwarzen Rock und dem schmalen weißen Streifen über dem Kragen „fürchterlich pastoral“ aussähe, daß Ursula in ihrem unmodernen Kleide jede Geschmacklosigkeit übertreffe. Ilse fand es auch; aber es machte keinen Eindruck auf sie. Ein Diener in Roth-Gold, den Hausfarben der Granays, öffnete die Thür und rief die Namen hinein.

Wie Ilse an Werners Arm langsam den Salon durchschritt — auf die strahlende, umringte Miß Granay zu; wie sie die Hand ihr reichte — von einem „großen Vergnügen“ sprach, brachte sie ein schweres Opfer. Aber sie brachte es. Hatte sie nicht von Märtyrern gehört, die unter Todesqualen nicht mit den Wimpern zuckten? Endlich hatte sie einen Platz unter Befreundeten gefunden.

Die Geladenen waren die gesammte Nachbarschaft — alle gut bekannt: die Engströms, Stückrads, Randows. Ilse suchte ohne es zu wollen, Joachim; er fehlte noch. Hans von Götz kam und sagte ihr Guten Abend; er führte ihr einen Amtsgenossen, einen ernstern, liebenswürdigen Menschen, Assessor Willing zu. Der setzte sich zu ihr; es entspann sich ein Gespräch.

„Sie werden so weit fort von der Heimath gehen, Baronin?“ sagte er freundlich ernst, halb fragend, halb bedauernd.

„Ich füge mich in eine Nothwendigkeit“, versetzte Ilse leicht, fast scherzend.

„Selbstverleugnung ringt mir stets hohe Bewunderung ab, weil ich stark ausgeprägten Egoismus in mir — beklage, und allzeit, wider Willen, an mein eigenes Wohlfinden denke“, entgegnete er und lächelte.

„Und wenn ich nun nicht einmal verleugnete?“ fuhr Ilse, leicht scherzend, fort.

„Dann gebe ich zu: ich habe mich getäuscht.“

„Getäuscht?“

„Ja. Eine Persönlichkeit ruft sofort Ideenverbindungen hervor.“

„Ja so — aber das ist eigentlich kein feines Lob für mich.“ —

Die sich öffnende Thür brach das Gespräch ab. Joachim kam. Nach Athem ringend, den Fächer krampfhaft zwischen den kalten Händen drückend, wollte Ilse eine gleichmüthige Zuschauerin erscheinen, wollte einen leichten Farbenwechsel in Palmery Granays Gesicht ruhig bemerken. Die Glieder sind ungehorsame Diener und dem Herzschlag ist nicht zu gebieten, und wollte er auch die Brust zersprengen.

Wie er rasch auf Palmire zuschritt, einen Fuß auf den Handschuh drückte und — mit besonderer Huld empfangen ward, rang sich ein leiser Schrei von Ilse's gequältem Herzen.

Hatte Jemand den Schrei gehört?

Ilse sah plötzlich — Ursulas Blick ernst, forschend auf sich gerichtet, obwohl sie sich mit Mrs. Granay unterhielt.

Es war nur ein Blick und doch beunruhigte er Ilse. Hatte Ursula hellseherisch in ihrem Herzen gelesen?

Gleich darnach trat Joachim an sie heran.

„Guten Abend, Ilse.“

„Guten Abend, Vetter.“

„Seht Dir's gut?“

„— Danke! ja!“

Mit der ihm eigenen knappen Verbeugung zog er sich wieder zurück und gesellte sich zum Baron und Mr. Granay, einem kleinen hageren Herrn mit intelligentem Gesicht und lebhaftem Wesen, der sofort seinen Arm unter den Joachims schob und sehr vertraulich mit ihm that.

Die Herren standen eine ganze Weile plaudernd unter dem Kronleuchter: „Siegfried, Hagen und — irgend wer Unbedeutendes.“ Beim Abendessen war's eine Zufälligkeit, daß sich ein Blumenschmuck der Tafel zwischen Ilse und ihrem schräg gegenüber sitzenden Joachim und Mr. Granay erhob, eine Wand und — keine. Sie hatte die Hände der beiden vor Augen — seine Hand, die große, liebe, starke Hand! Eine neue, so quälende Vision, aus der sie Werners nüchterne Frage: „Trinkst Du Roth oder Weiß, Ilse?“ zu qualvollem Selbstbewußtsein weckte.

Für die Jugend ward nach dem Essen ein Tänzchen zugelassen. Ilse zog sich sogleich zurück — möglichst weit — in die zum Garten hin offene Halle; Werner hatte sich den älteren Herren angeschlossen. Aufathmend, stöhnend sank sie auf einen Sessel nieder, die gerungenen Hände an die Stirn gepreßt.

Draußen hütete die Nacht aller Welt Frieden. Gleich erstarrten Blüten lag fern im Westen auf dunklem Gewölk eine Sonnenspur. Balsamisch kühl und duftig strömte es über Blumen vom Park herein. Die friedvolle Stille, die nur das leise Plätschern eines flimmernden Wasserstrahls wie flüsternde Geisterstimmen unterbrach, die düstern Gänge des Parkes hatten

unsagbar Verlockendes, dem truggoldenen Schein der Gegenwart zu fliehen — ins Dunkel, in ewige Nacht. Sie drückte die Hände an die Schläfen, das laute, sinnverwirrende Hämmern dahinter zu beschwichtigen. Ach, sie wollte ruhig sein, ganz ruhig.

Da knarzten die Dielen im Nebenzimmer. Im Rahmen der Thür stand Joachim. Er sah sich spähend um, trat gelassen zu ihr und blickte ihr unbefangen ins Gesicht. Und Ilse sah lächelnd, erstaunt, fragend zu ihm auf.

„Nun? hat Dich die kühle Stille gereizt, Better?“ fragte sie. Sie öffnete sogleich den Fächer, bewegte ihn unruhig in kleinen Schwingungen.

„Das nicht“, versetzte Joachim, „aber — ich möchte Dich zum Walzer holen, Ilse.“

„Warum nicht gar? Ich tanze nicht.“

„Doch! — ein letztes Mal mit mir.“

Sie hatte den Blick gesenkt, schüttelte den Kopf wie ein trotziges Kind, das in diese Bewegung alles Empfinden legt, weil ihm die Worte fehlen.

Joachim ging noch nicht.

„Komm“, sagte er in verschleiertem Ton, „einen letzten Wunsch versagen ist — Grausamkeit — — komm, laß mich nicht ohne Dich in den Saal zurückkehren!“

Es war die alte liebe Stimme; sie ging ans Herz. Ilse schnellte empor. Zum Zeichen, daß sie that, was er wollte, legte sie den Arm in den seinen. Sie schritten rasch durch die Zimmer, traten in den hell erleuchteten Saal. Sie tanzten — länger als die andern, mit einer Art von Unerfättlichkeit. Eine sonderbare, das ganze Weh der nächsten Zukunft herausfordernde Stimmung war über Ilse gekommen. Für den Augenblick wollte sie sich, die andern vergessen. Sie hielten einander, Hand in Hand, wie unzählig oft zuvor; der starke Arm führte und trug sie unbemerkt wie sonst.

Das war die liebe alte, schöne Zeit! Zu Ende!

Joachim führte sie zu Tante Sophie — die knappe ihm eigenthümliche Verbeugung — er wandte sich ab, um Miß Granay aufzufordern. Ilse hielt noch, gezwungen, eine Weile aus.

Sobald der Diener den Wagen meldete, brachen die Brüssows auf.

Tante Sophie und der Baron waren angeregt und lebhaft und unterhielten sich auf der Heimfahrt über die höchst angenehme Nachbarschaft.

In den Mantel gehüllt, als friere sie, in die Wagenecke gedrückt sah sie schweigsam gerade aus, einen Zug von Entschlossenheit im Angeicht.

Ihre Liebe zu Werner war ein räthselhafter Trug gewesen, für den es nur eine einzige Lösung gab — — Gewöhnung zur Liebe, o trostloser Trost! Und wars nicht Hohn, ein Gefühl Liebe zu nennen, das widerwillig opferte, das zürnend klagte, das duldbend und klagend eine Fessel trug? Wie elend, im Scheine der Gerechten einherzugehen!

Düstere Gedanken lösten einander ab, verursachten ihr einen fast körperlichen Schmerz.

Hinter den Buchen versank der goldgefingerte Abendstern. Sonst war sein Anblick ihr gewesen, als schlage sie ihre Bibel auf; heute nicht. Sie wandte sich ab. Die Sterne hatten sie belogen und betrogen.

„Setzen Sie die Lampe gleich auf den Schreibtisch! — so! ich danke!“

„Wollen gnädige Baronin noch nicht schlafen gehen?“

„Fragen Sie mich nicht, Marianne! Nur noch ein Glas frisches Wasser! Was sehen Sie mich an?“

„Gnädige Baronin haben noch nicht bemerkt, daß es 1 Uhr geschlagen hat?“

„Ich habe gar nichts bemerkt. Aber — Sie sind ja noch immer hier? So gehen Sie doch! Ich finde Sie unerträglich langsam!“

Marianne Flint zog sich trotzdem nur langsam zurück, ließ die Thür hinter sich mit einem erstaunt traurigen Blick ins Schloß fallen.

Ilse war erschöpft vor dem Schreibtisch in den Stuhl gesunken. Ein dumpfes Brüten war über sie gekommen; sie war nicht mehr erregt. Das Herz war ihr zerdrückt, schlug lässig, bleiern schwer, hatte Lust, die Arbeit einzustellen. Was sie

fühlte, war eine Lähmung ihres Seins, ihr Lebensfaden war verschürzt, daß nur ein befreiender Schnitt die Lösung blieb.

Ja, ja — Selbstverleugnung ist nur bedingungsweise eine Tugend! sie kann furchtbare, das Selbst verzehrende Lüge sein! Und — leidenschaftliche, heiße Liebe ist ein Zustand, an dem man besser zu Grunde geht, als zu stumpfer Gleichgültigkeit genest, Gewohnheit — was ist Gewohnheit? Ein Absterben der Eigenart, ein dumpfes Fügen — gegen die Natur! — —

Die Nacht war auf den Morgen zugeschnitten — vollendete den Rundgang um den Wald. Ein fahler goldumsäumter Streifen verkündete des Tags Gestirn. Ein leichter Frühwind regte des Wetterhahnes Flügel. Ilse schloß einen Kasten auf und nahm Joachims Bild heraus.

Ein breiter Strom Schmerz, Leidenschaft und Sehnsucht nach einem Glück, das sie verwirkt, schoß aus des Herzens Tiefen auf.

So ging nicht fort. Meineid ist Sünde, ehrlose Sünde, bewußtes Verbrechen. Sie konnte Werners Weib nicht sein — nicht vor Gott, vor ihrem Gewissen. Sie wollte nicht gestehen: „Ich habe geirrt“ — und weiter leben. Sie rang mit einem schweren Entschluß — — schloß einen zweiten Kasten auf — — drückte auf die Feder des geheimnißvoll verwahrten Stuis. Wie kühl des Eisens Kälte von Kopf zum Herzen drang! erlösend kühl! — — und doch schauderte sie vor der kleinen Waffe, legte sie zurück, ihr graute vor den eigenen Gedanken.

* * *

In den hell erleuchteten Räumen von Brüssow bewegte sich am selben Abend eine bunte, fröhliche Schaar. Die erste Probe für Ilsens Polterabend! Im Hintergrunde des saalartigen Gemaches war schon die Bühne hergerichtet. Tante Sophie hatte die Tugend der Nachbarschaft, Freunde von Joachim und Hans zusammenberufen, hatte einen Mann von Fach als künstlerischen Leiter verschrieben. Besagter Professor war bemüht, Hans von Götz und Irmgard von So und So, einen allerliebsten Tituskopf, aus dem zwei sanfte braune Augen strahlten, nach Thumann zu inspizieren. Die beiden sollten im lebenden Bilde „Liebesfrühling“, Ilsens Lieblingsbild, stehn. Die einen sahen neugierig, die anderen lachlustig zu, wie leicht der Affessor und Irmgard ihre Aufgabe begriffen. Noch andere studirten mitgebrachte Photographien und die eigenen Rollen. Dazwischen wurden Wein, Gebäck und Früchte geboten. Der fröhliche Gläserklang mischte sich in das fröhliche Stimmengewir:

„Das Brautpaar, die glückliche Braut — lebe hoch!“

Sogar der Baron hatte viel zu thun. Der silberne Stiff flog unermülich übers Papier, um noch Erforderliches, Kostüme, Lampen, Requisiten zu notiren. Die Probe dehnte sich. Schon strömten die großen Kugellampen lästige Hitze aus; eine gewisse Ermüdung machte sich breit. Um ein wenig auszuruhen, zog sich Tante Sophie in ein entfernteres kühles Zimmer zurück. Kaum war sie dort, so folgten ihr leichte Tritte. Es war Frau Lenhof.

„Wenn Sie erlauben, gnädigste Frau —“

„Bitte, bitte, meine liebe Frau Lenhof, setzen Sie sich etwas zu mir.“

„Der Braut müssen beide Ohren klingen,“ bemerkte Frau Lenhof, das Gespräch beginnend, „wie geht es ihr nur?“

„Gut — vortrefflich, meine liebe Frau Lenhof — danke verbindlichst.“

Ein leichter Händedruck bekräftigte den Dank.

„Ein wenig fieberhaft aufgeregert — nervös, wie es vierzehn Tage vor der Hochzeit nicht anders sein kann.“

„Seien Sie mir nicht böse, gnädigste Frau, wenn ich frei vom Herzen herunter spreche. Ich fühle mich neben unster schönen Braut so unsagbar klein und unbedeutend“ — ein wenig Traurigkeit durchzitterte die Stimme, umflorte die hübschen Augen — „ich theile mein Leben zwischen meinem Manne und meinen Wirthschaftsorgen und bringe daneben gar nichts zu Stande. Und ich bin doch auch eine Pastorsfrau! Wie eng und selbstisch fasse ich doch meine Pflichten! Unsere Braut ist eine Heldin mit so großem, schönen Herzen voll Menschenliebe und Aufopferung. Wie ich sie bewundere! So jammerschade, daß sie uns verläßt!“

„Wir beklagen es auch. Aber sie hat es doch gewollt!“

Im nämlichen Moment wurde Frau Lenhof abgerufen. Tante Sophie blieb allein. Sie trat ans Fenster blickte in den Park, über dem die abendlichen Nebel einschläfernd hingen.

„Weshalb hat sie's gewollt!“ dachte sie und seufzte, „des Menschen Wille ist sein Himmelreich.“

Auf der Veranda hatten sich Hans und Malte von So und So ein kühles Plätzchen gesucht. Der Lieutenant saß in einem der breiten Gartenstühle, die Beine behaglich lang ausgestreckt; Hans hatte sich kurzer Hand auf die Brüstung der Veranda gesetzt. Sie rauchten beide Cigaretten und schwiegen anfänglich. Aus dem Dunkel der Nacht tauchten ab und zu die Brennpunkte der beiden Cigaretten leuchtend auf.

„— Famoser Veranstaltung, so ein Polterabend“, sagte endlich Lieutenant Malte und warf den Rest seiner Cigarette in hohen Bogen über die Brüstung in den Garten, „wenn der Mann so viel dabei gewinnt und eigentlich so viel wettet“ — er lachte — „sagen Sie, Göz, wo steckt dem Pastor eigentlich der Reiz?“

Hans befaß sich einen Augenblick.

„Er ist ein Sonderling“, sagte er dann langsam, „das gefällt den Frauen, ist interessant.“

„So — —!“ Sagen Sie mal, Göz, bestand nicht ehemals ein zartes Verhältnis zwischen der Baronin und ihrem Vetter — ein famoser Kerl dieser Vetter! — Ich begreife eigentlich die Baronin nicht, — ist doch überhaupt gar kein Vergleich! Sagen Sie selbst, Göz!“ —

Hans zuckte die Achseln.

Zur selben Zeit schrieb Ilse mit fieberhafter Hast, mit fliegender Feder: „— ich habe geirrt, nicht gesündigt, habe in schlaflosen Nächten gerungen auf Leben und Tod, um festzuhalten an meinem Wort. Rechte nicht mit mir, richte mich nicht! Du bist größer als ich; sei nachsichtig — vergieb! Das Gewissen ist des höchsten Richters Offenbarung in uns, und die Schuld hat ihre Ewigkeit — — ich kann Dein Weib nicht werden. — —“

Sie warf die Feder fort, schob das Blatt bei Seite; es flimmerte und tanzte vor den Augen — — Ameisen, denen rohe Hände den Bau zerstört. Ach, es war unsäglich schwer, die Gedanken festzuhalten! Sie barg das Gesicht in beide Hände.

Ein Schleier — wars ein Thränenschleier? war so dicht, brannte so schmerzhaft bis ins Hirn. — — War sie eingeschlafen? — Sie raffte sich empor. Ein namenloses Angstgefühl steigerte die Kraft. Sie nahm ein neues Blatt — für den Vater und schrieb: Du weißt mich lieber todt — als meineidig, und mich vor Dir zu demüthigen, habe ich nicht den Muth. — —

Und wieder stockte die Feder bleiern schwer, die starren Finger ließen los. Gewaltig richtete sie sich auf. Rundum ein Schwanken und Wanken — das Licht taumelt, stürzt — ein Singen und Brausen hinter der Stirn reißt sie im Wirbel nieder. — —

Eine Bewußtlose liegt am Boden. —

Die strahlenden Kuppellampen sind ausgelöscht. Halbohle und leere Gläser stehen umher; da eine zertretene Blume, dort ein Flitter auf dem Teppich — vergessene Handschuhe auf der Konsole. Die Bühne ist ein öder, düstrier Raum. Alles bedeutet ein rasches Ende. Der Nacht dunkles Gewand umflattert zerrissen des Mondes gelbe Sichel. Ein reitender Voge ist nach dem Arzt unterwegs. Der Baron weiß alles, ist orientirt. Marianne Flint hat händeringend und zitternd bekannt: „Sie habe längst „so was“ geahnt; es gehe seit Nächten im Zimmer der gnädigen Baronin nicht mit rechten Dingen zu; sie habe so viel geschrieben und geweint.“

Beim trüben Schein einer Kerze liest er allein in seinem Zimmer die beiden angefangenen Briefe, die nur durch den Inhalt in ihrer Bestimmung erkennbar sind, noch einmal — getroffen bis ins Mark und zündet sie an der Kerze Flammen an. „Und das alles kann man erleben an einem einzigen Kinde, für das man alles gethan zu haben glaubt!“

Am nächsten Tage ging der Baron in den Pfarrhof; er kehrte langsamen Schritts, gebeugt ins Schloß zurück. Die Lösung war geschehen. —

Am Abend des Tages waren die Geschwister Werner und Ursula in der Laube aus wildem Wein bei einander. Der Tisch vor ihnen war gedeckt. Der Wind strich flüsternd durch die Blätter, leise klagend. Die tiefe Ruhe schien von den Gräbern herüber zu wehen. Die beiden sprachen von Ilse, sprachen von ihr wie von einer abgesehenen Seele.

„Sie war eine schöne Blume, in weiche Blätter gehegt, nur für Sonnenschein geboren“, bemerkte Werner, einen Zug von Weltüberwindenheit auf dem ernstesten Gesicht, „je höher die Höh, je tiefer der Schnee, so schuf Gott seine Welt, seine Menschenkinder. „Wollen“ haben sie wohl — indeß“ —

„Es mußte geschehen, was geschehen ist“, fügte Ursula hinzu, „sie war keine Pfarrersfrau, wurde es nie. Entweder sie oder Dein Amt, Werner! Eines mußte geopfert werden. Ilse's Persönlichkeit beruhte auf den gewohnten Lebensformen, Neigungen und Anschauungen. Ihr diese bestreiten, hieß Eure Liebe in Frage stellen. Wohl denn, wie's gekommen ist!“

„Wohl denn!“ wiederholte Werner und seine Blicke richteten sich vor ungefähr aufs Fenster, hinter dem in schwachen Umrissen sich die Lutherbüste erhob. „Ein jeder hat seinen Tag von Worms, Ursula, ich konnte nicht anders, Gott helfe mir, Amen!“

Und Ursula entfaltete zuerst die Serviette — Werner sprach das Tischgebet. Mit dem nächsten Glockenschlage war die Gemeinde zur Abendandacht zu erwarten.

* * *

Ein klarer Septembertag hing über den Wipfeln. Der Duft von Harz und Moos vermischte sich mit dem Geruch vom todtten Laube. Die Morgensonne durchleuchtete den Wald und tauchte mit ihren Strahlen tief in das feuchtschimmernde Laub. Ein Reiter zog gelassen seine Straße. Die Hufe des Braunen stießen gegen die mächtigen Wurzelknorren, die wie mit ehernen Fingern den schmalen Pfad umklammerten; sie raschelten durchs gelbe abgefallene Laub. Es störte den Reiter nichts. In Gedanken versunken hielt er die Zügel nur lose in der Hand, gab lässig jeder Bewegung des Thieres nach und hatte kaum Acht auf den Weg. So oft tiefhängendes Gezweig seinen Gurt streifte, schob er ihn ganz mechanisch wieder zurecht. Der gedankenvolle Reiter war Joachim, und ihn beschäftigte nur eins: Ilse war fort — fern im Süden.

Auf die erste Kunde von den Vorgängen in Brüssow war er gekommen, war geblieben, den Baron, der alle Fassung verloren, in der Wirthschaft zu vertreten.

Auf dem Gutshof neben dem Hause war Stroh gebreitet, jedes Geräusch zu dämpfen. Im Familienzimmer herrschte die lautlose Spannung, die auf das Schlimmste vorbereitet ist. Der Braune war mehrmals wie ein Gespenst der Nacht über die Sumpfwiese geslogen, Nöthiges aus Lanke herbeizuschaffen.

In derselben Nacht hatte Joachim gestanden, die Hände über dem Fensterriegel zusammengedrückt, die schwach erleuchteten Fenster der Krankstube im Auge haltend, die Schatten auf den Vorhängen beobachtend. Die schweren Schläge seines Herzens wollten den Himmel stürmen. Mentor theilte das Zimmer mit ihm.

Der Hund hatte offenbar instinktiv des Hauses Sorgen mit empfunden, hatte Sehnsucht nach der Herrin. Er hob von Zeit zu Zeit den Kopf und stieß Klageklänge aus. Und jedesmal streichelte Joachim ihm den Kopf. Mit dem Morgengrauen hatte Joachim auf seinem Schattenbilde größere Ruhe der handelnden Personen bemerkt.

Wirklich hatten sich Schritte seiner Thür genähert; der Arzt war bei ihm eingetreten.

„Nach menschlichem Ermessen“, hatte er gesagt und Joachim die Hand gereicht, „dürfen wir hoffen. Wenn ich bitten darf, geben Sie mir ein Glas Wein und lassen Sie uns ein halbes Stündchen plaudern, Herr Baron.“

Während Joachim die Flasche sammt den Gläsern einem Wandschränkchen entnahm und auf den Tisch setzte, streckte sich der Arzt behaglich halb aufs Sopha und sah, auf den Ellenbogen gestützt, mit Befriedigung zu, wie der perlende Wein langsam die Gläser füllte. —

„Ein Arzt ist eigentlich niemals indiskret“, begann er, nachdem er ein paar Schluck rasch hinter einander genommen hatte, „kurz und gut: geben Sie mir Aufschluß, Herr Baron.“ Und Joachim gab Aufschluß, so rücksichtsvoll er konnte.

„Sie muß also fort — ein Jahr oder zwei — aus allen Verhältnissen“, sagte der Arzt, sich emporrichtend und sein Glas leerend, „Verstreuung ist Arznei“ —

„Sie muß fort — ein Jahr oder zwei“ — weiter hatte Joachim nichts gehört. Als er sich aus tiefem Inzichversunkensein

emporraste, war ihm zu Muthe, als sei ihm eine schwere Fessel abgenommen worden, um sie mit einer anderen schweren zu vertauschen. Er strich dem schlafenden Mentor über das zottige Fell und trat ans Fenster.

Flammende Wölkchen im Osten verkündeten die ewige Sonne, die ewige Liebe, weissagten eine schützende Hand, die über jeder großen, wahren Liebe schwebt.

Der Winter zog in diesem Jahr früh mit Wirbelstürmen, Schnee und Frost daher.

Brüßow und Grunderow — beide schneiten ein; Wege und Stege zu einander gingen verloren. Unter der weißen Decke fand bald alles Ruh — der gute Leumund und der böse, die Neugier und das Mitgefühl, Tadel und Lob.

Um Weihnachten herum wurde das Pfarrhaus leer. Der Pfarrer von Neuendorf verließ die Amtshandlungen in Gunderow. Pfarrer Hellbach war fort, in den fremden Welttheil gezogen. Der Weihnachtsabend baute um Brüßow schier eine weiße Mauer auf. Eine Schneelast bog die dürren Aeste; jeder Pfahl hatte sein Käppchen aufgesetzt.

Die Feststimmung war verrauscht; der Christbaum am Verlöschchen. Still wars am flammenden Kamin, denn der Hausherr saß allein davor, rauchte und sann über eines: wie er des Herzen Sehnsucht zügele — nach ihr, nach Ilse.

Aber noch ein zweites Mal trug der Lenz Blüten, Sonne und Nachtigallensang weithin durchs Land.

Der holde Knabe Mai hatte Düfte, Sang und Sonne bis auf ein Nestchen ausgeschüttet, da traf ein Telegramm in Brüßow ein:

„Wir kommen!“

Die meisten Menschen haben das mit der Zugvogelnatur gemein, daß sie gern wiederkehren.

„Gott sei Dank!“ sagte der Baron und streckte sich behaglich in den Fauteuil am Kamin.

„Es war gerade genug,“ meinte Lante Sophie, indem sie das Arbeitskörbchen, Fingerhut und Nadel wieder in Bewegung setzte und dabei einen flüchtigen Blick in den großen Spiegel that, — seit ewigen Zeiten wieder einmal ein vernünftiges Glas, in dem man menschlich ausfieht.“

„Wunderbar schönes Italien! und doch möchte ich nicht immer dort sein,“ sagte Ilse und blickte vollbefriedigt in den Park. „unser Wald und seine Sänger haben mir doch sehr gefehlt!“

Alles in allem waren drei Menschen glücklich, daß sie daheim waren.

Noch manches Mal griff der Baron nach Tische an sein Portemonnaie und sah sich nach dem Zahlkellner um. Die Flint schmunzelte und die andern lachten.

Joachim hatte seine Abreise auf den nächsten Tag festgesetzt. Ilsens Wesen ihm gegenüber war ein feines Gemisch von Vertraulichkeit und Zurückhaltung, von Unbefangenheit und Vorsicht.

Man hatte auf der Veranda zu Abend gespeist. Ein laues Lüftchen trug köstlichen Duft von eben frisch erblühtem Flieder zur Veranda hin. Der feuchte Nasen hauchte Kühlung. Ilse stieg nach dem Essen langsam die Stufen hinab, hüllte sich fester in den Shawl und schritt allmählich ins lauschige Düster unter dem tiefhangenden Gezweig. Joachim folgte ihr. Sie gingen schweigend neben einander her und hatten doch beide das Bewußtsein von einer Schweigsamkeit, die dem Mangel an Stoff zum Gespräch wirklich nicht entsprang. Sie waren zögernd tiefer in den Park gerathen, zur goldrothen Buche auf dem grünen Plan. Ilse setzte sich auf die Bank. Joachim ging auf dem freien Platz davor auf und ab.

„Blagt Dich schon das Reisesieber, Better?“ begann Ilse und legte die möglichste Leichtigkeit in den Ton.

„Das nicht,“ versetzte Joachim und ein besorgt prüfender Blick flog zu der Sprecherin, „aber ich möchte Dich fragen, Ilse, wollen wir ein drittes Mal aufs Ungewisse von einander gehn? Willst Du mir glauben, daß ich die ganze Welt in einem einzigen Wesen, in Dir, begreife, daß zwischen Himmel und Erde nichts Schönes für mich ist, außer Dir, daß ich im Paradiese nicht sein möchte — ohne Dich —?“

Ilse regte sich nicht. Sie hielt die Augen starr auf das wirre Gebüsch gerichtet, an dem halb entblätterte wilde Rosen wie kleine Falter schwebten. Kein leiser Jubelton ging über ihre Lippen. Thränen verschleierten den Blick — heiße, erlösende Thränen führten des Herzens Wort; ein ernst geheiligt Wort: „Ja, ich glaube Dir, Du Lieber, Liebster! und ich denke ebenso.“

* * *

Und der unendliche Faden „Zeit“ spann sich ein Stückchen weiter — da war Hochzeit im Schloß.

Am Abend des Tags führte Joachim seine Ilse wieder zur Bank unter der goldrothen Buche. Vor dem gestirnten Himmel erzählte er ihr, weshalb er Bärwalde verkaufte:

„Weil ich vom Erkerfenster Abends fernher über Feld ein Licht aufleuchten sah. Das Licht schien aus dem Pfarrhause. Das Licht — es war mir unerträglich!“

Das Blockhaus am Baal.

Skizze von Friedrich Meißner.

(Nachdruck verboten.)

Ein jeder Mensch hat seine Geschichte, der eine merkwürdige, der eine alltägliche, dieser eine traurige, jener eine, über die man lächeln, vielleicht gar lachen muß. Wer viel in der Welt herum kommt, lernt manches Menschen Geschichte kennen, und seine eigene bleibt auch keine alltägliche. Heute fiel mir ein, was mir jenseits des Ozeans einst ein Ausgewandter erzählte, und das soll nun auch der Leser erfahren.

„Wenn man die Welt voll Menschen wie einen Kessel aufs Feuer setzen und aufkochen lassen könnte, so würden wir Goldgräber als Abschaum oben zu Tage kommen,“ mit diesen Worten fing der Ausgewanderte seine Geschichte an. „Und doch hatten wir im Mondscheinkamp am Baalflusse einmal einen wirklich anständigen, ja vornehmen Mann unter uns. Wie der dort hinkam, ich weiß es nicht, genug, er war da, und eines Tages war auch sogar noch seine Tochter da. Sie wohnten in einem kleinen Blockhause, das entfernt von dem Kamp der anderen Digger, in einem Gehölze stand. Fehlan, so nannte sich der Mann, arbeitete härter und unermüdlicher, als wir alle; in seinem Benehmen gegen uns war er ruhig und höflich, sonst aber kalt, hart und verschlossen. Mir gegenüber zeigte er sich mit der Zeit ein klein wenig zugänglicher, vielleicht, weil ich nicht ganz so wüth und verwildert wie die anderen und nebenbei auch kein Landemann war.“

Als seine Tochter mir zum ersten Mal entgegentrat, da meinte ich einen Engel, mindestens aber ein überirdisches Wesen

zu sehen. Ich hatte ihn eines Abends an sein Blockhaus begleitet, und sie kam aus der Thür, den Vater zu begrüßen. Wie schön sie mir erschien, das kann ich nicht beschreiben, soviel aber ist gewiß, daß ich nie ein schöneres Weib gesehen habe, noch jemals sehen werde.

„Einer von meinen Kameraden“, sagte Fehlan zu ihr mit seiner weichen Stimme und seinem harten Lächeln, indem er mich ihr vorstellte. Seit jenem Moment war das kleine Häuschen für mich der Mittelpunkt der Welt, zu dem es mich unwiderstehlich hinzog. Bald hatte ich das unaussprechliche Glück, mich dem Fräulein — Selene hieß sie — nützlich machen zu dürfen; ich holte Wasser für sie, machte Brennholz klein, reinigte die Stiefel, kurz, that alle Arbeit, die sich für sie nicht schickte. Zuerst mochte sie das nicht leiden, dann aber ließ sie mich gewähren und zuletzt wurden wir gute Freunde, — wenn dieser Ausdruck, bei dem himmelweiten Unterschiede zwischen ihr und mir, überhaupt anwendbar ist.

„Franz“, sagte sie an einem regenschwülen Abend zu mir — im ganzen Kamp hieß ich nur Franz, und ich glaube nicht, daß sie meinen Familiennamen jemals gehört hat — „in der letzten Nacht habe ich einen Traum gehabt, der mich recht ängstigt. Mir träumte, ich sähe meinen Vater drüben in der Schlucht im hohen Grase liegen, fest schlafend, so fest, daß ich ihn trotz aller Mühe nicht aufwecken konnte. Und während ich ihn rüttelte und rief, wuchsen ringsum die Blumen immer höher

und höher, bis er darunter ganz verborgen war. Da mußte ich weinen, und weinend wachte ich auch auf.“

„Sie sind zuviel allein, Fräulein“, antwortete ich, „da kommen allerlei Gedanken.“

„Möglich“, versetzte sie. „Auch ängstigt es mich, daß der Vater morgen nach Potschessitroom reisen und so viel Geld mit sich nehmen will.“

Potschessitroom ist der Ort, wo die Goldgräber von Transvaal ihre Funde verkaufen oder auf die Bank bringen.

„Mein Vater hat in letzter Zeit viel Glück gehabt, nicht wahr?“ fuhr sie fort.

„Ja Fräulein“, sagte ich. „Erst heute fand er zwei besonders große Stücke.“

„Das freut mich. Aber da ist er ja selber!“ Mit einem jauchzenden Ruf sprang sie zur Thür. Ihr Vater war's jedoch nicht, der dort draußen stand.

„O Franz!“ stieß sie erschrocken hervor, denn vor sich sah sie einen schwarzbärtigen, banditenhaften Menschen, den schlimmsten Gesellen des ganzen Kamps, einen ehemaligen Matrosen. Und hinter dem stand noch einer, ein falscher, unheimlicher Kerl, der sich Philipp nennen ließ. Beide waren zufällig in der Nähe gewesen, als Fehlan heute den großen Fund machte. Ich gewann sogleich die Ueberzeugung, daß sie nur gekommen waren, das Haus zu umschleichen, und daß sie auf das Öffnen der Thür nicht gerechnet hatten.

Helene fragte mit bebender Stimme nach ihrem Begehr, die Kerle aber grinnten sie nur unverschämt an, machten einige hämische Bemerkungen über meine Anwesenheit und schlenderten in das Gehölz zurück.

„Sind das die Leute, mit denen mein Vater arbeitet?“ sagte Helene, die todtenbleich geworden war. „Dann stehe uns Gott bei!“

Nach einer Weile fragte sie mich, ob ich nicht ihrem Vater entgegengehen wollte.

„Aber Sie —“ wandte ich ein.

„Oh, ich fürchte mich nicht hier im Hause,“ versetzte sie mit gezwungenem Lächeln; „bin ich denn nicht täglich vom Morgen bis zum Abend allein?“

Ich rieth ihr noch, die Thür nur auf meinen oder des Vaters Pfiff zu öffnen, dann ging ich. Ich traf Fehlan sehr bald und zwar gerade in der kleinen Schlucht, von der Helene geträumt hatte. Die Pike über der Schulter kam er leichten Schrittes daher und nickte mir so heiter, wie ich ihn noch nie gesehen, seinen vornehm herablassenden Gruß. Ich berichtete ihm kurz das Vorgefallene und rieth ihm, vorsichtig zu sein.

„Danke“, sagte er gleichgültig. „Ich will Ihnen übrigens eine Neuigkeit mittheilen, Franz“, fügte er hinzu. „Mit dem Mondscheinkamp bin ich fertig; ich habe Glück gehabt und bin nun in der Lage, wieder in die Welt zurückkehren zu können. Meine Tochter weiß noch nichts davon. Morgen nehme ich sie mit nach Potschessitroom; von dort geht's nach Natal und dann nach Europa.“

Ich stand wie vom Donner gerührt. Fehlan aber fuhr ruhig fort: „Wenn Sie uns morgen früh noch ein Abschiedswort sagen wollen, so sollen Sie willkommen sein. Es wäre mir lieb, wenn Sie uns bis zu der Stelle, wo die Wagen halten, begleiten wollten; man kann nicht wissen, ob die Gallunken nicht im Hinterhalt liegen werden. Die Miethen für mein Häuschen habe ich dem Gastwirth Johnson bereits gezahlt. Vielleicht sind Sie so freundlich, ihm hernach den Schlüssel zu bringen. Aber Mensch, Franz!“ schloß er lachend, „hat die Neuigkeit Sie denn sprachlos gemacht?“ — Das hatte sie, und mehr als das.

Sene Nacht werde ich bis an mein Ende nicht vergessen. Ich wanderte umher, wie ein ruheloser Geist. Dede lag die Zukunft, leer mein ganzes weiteres Leben vor mir. Aber was war mir denn Helene? Was konnte sie mir denn sein?

Um das Morgengrauen suchte ich den Ort auf, wo das Häuschen stand, unter dessen Dach sie zum letzten Mal ruhte. Ich kam in die Schlucht, wo die Blumen so üppig wucherten. Und unter diesen Blumen sah ich etwas, das mein Blut erstarrten ließ — das bleiche Antlitz eines todten Mannes. Fehlan, Helenes Vater, lag dort auf dem feuchten Moose, als wenn er schlief. Ich hob sein Haupt; ein Schlag von hinten hatte ihn niedergestreckt. Seine Taschen waren ausgeleert. Ich raffte seine Pike auf und rannte zum Blockhause; wußte ich doch,

wen ich da finden würde. Die Thür der Küche stand offen. Die Mörder lachten und johlten in Fehlans Schlafkammer, wo ich, wie ich wußte, Branntwein und auch das Gold befand. Wo aber war Helene?

Ich fand sie im Wohngemach, gefesselt auf ihrem Stuhl sitzend.

„Es sind drei,“ flüsterte sie mir zu, „die beiden von gestern und noch einer. Sie haben dem Vater aufgelauert und ihn ermordet — sie haben mir alles hohnlachend erzählt. Horch! Sie kommen! Sie schießen auch Sie todt, wenn sie Sie sehen! Fliehen Sie, Franz — aber tödten Sie mich zuvor, ich beschwöre Sie!“

Hastig zerschchnitt ich ihre Fesseln, dann faßte ich ihre Hand und riß sie mit mir zur Thür hinaus. Fluchend und tobend folgte uns die trunkene Rote, einige Kugeln piffen uns um die Köpfe, aber der Herrgott im Himmel stand uns bei, so daß wir glücklich durch das Gehölz kamen. Nun war es bis zu Johnsons Gasthaus nicht mehr weit: wir erreichten dasselbe und Helene erzählte hier ihr furchtbares Erlebnis.

Das Lynchgesetz arbeitet schnell und sicher. Noch ehe die Sonne im Mittag stand, war das geraubte Gold im Besitz der Tochter Fehlans und die Leichname der Gerichteten schaukelten im Winde an den Ästen einer Eiche . . .

Als Helene in Natal an Bord des europäischen Dampfers ging, da trat ich an Deck desselben plötzlich vor sie hin. Ich war ihr heimlich gefolgt und hatte im Raum des Schiffes geholfen, ihr Gepäck sorgsam und sicher zu verstauen. War das doch der letzte Dienst, den ich ihr leisten konnte.

„Franz!“ rief sie erfreut. „Lieber, guter, braver Franz!“ damit streckte sie mir beide Hände entgegen. „Wie schön, daß ich Sie noch einmal sehe! Sie, Franz, dem ich zu unauslöschlichem, zu lebenslangem Dank verpflichtet bin!“

Und nun beugte sie ihren herrlichen Kopf über meine plumpen, braunen Fäuste und schluchzte laut. Es gelang mir, mich zu bezwingen.

„Fräulein“, sagte ich, „ich wollte nur, ich wäre ein anderer, einer von Ihresgleichen, ein Vornehmer, dann hätte ich Ihnen wohl noch besser dienen können.“

Sie sah mich mit ihren strahlenden Augen an, eine ganze Weile; dann hob sie meine harten Hände empor und drückte, ehe ich sie hindern konnte, ihre Lippen darauf.

Jetzt war's mit meiner Selbstbeherrschung vorbei. Unaufhaltsam, wie ein reisender Strom, brachen die Empfindungen aus meines Herzens Tiefen hervor und alles kam an den Tag — all meine heiße Liebe, all mein Leid, meine Lust und meine Anbetung! Kein Flehen, kein Begehren — ich kannte meine Stellung; nicht mit einem Finger rührte ich auch nur ihr Kleid an, aber ich glaubte wohl, daß sie mich verstanden hat, daß sie erkannte, daß bis an mein Ende sie allein nur meines Herzens Licht und Kleinod sein wird. Sie stand glutübergossen, eritaunt, erschüttert; sie war nicht zornig, auch nicht beleidigt. Wieder reichte sie mir ihre kleinen Hände, diesmal — ich erkannte es wohl — um mich zu beruhigen und zum Schweigen zu bringen. Die Dampfpfeife ertönte, meine Zeit war um. Einen flüchtigen Moment noch lehnte sie ihr Haupt an meine Schulter, dann eilte sie unter strömenden Thränen hinunter in die Kajüte.

Ich schaute dem Dampfer nach, so lange ich seinen schwarzen Rauch noch sehen konnte. Dann kehrte ich zum Vaalflusse, zum Mondscheinkamp zurück. Harte Arbeit ist der beste Trost, den das Leben unsereinem bieten kann.

* In das Städtebild Tirschtiegel in unserer vorigen Nummer haben sich bedauerlicherweise mehrere Druckfehler eingeschlichen, von denen wir einige wie folgt corrigiren: Die evangelische Schule in der Neustadt hat außer dem Rektor nicht „vier“, sondern fünf Lehrer; die Tirschtiegler wandern nicht nach „dem Kommirken“, sondern nach dem Kommer See, und Tirschtiegel erfreut sich nicht „erst seit 14 Jahren“, sondern erst seit 1½ Jahren einer Chaussee nach Bentschen. — Zur Ergänzung wird uns noch mitgetheilt, daß in der evangelischen Kirche zu Tirschtiegel sich rechts und links vom Altare zwei Delbilder, die Kreuzigung und die Kreuzabnahme Christi darstellend, befinden, die s. B. von der Karshin und ihrer Tochter der Kirche geschenkt wurden. Dabei hängt die Abschrift eines Gedichtes der Karshin unter Glas und Rahmen, welches Regierungsbaumeister Kothe veröffentlicht hat. Von anderer Seite hören wir noch, daß die Karshin auch das Delbild „Die drei Jungfrauen“, welches auf dem Altar hinter dem Kruzifix steht, der Kirche verlehrt hat, desgleichen den Kronleuchter dicht am Orgelchor. Die Dichterin wohnte in Tirschtiegel in dem Hause, welches jetzt der Tischlerwittwe Deutschmann gehört. Die Linde, welche sie in ihren Gedichten erwähnt, hat Deutschmann beim Neubau eines Stalles vor einigen Jahren gefällt.